

TAYARI JONES

GOOD
BYE,
HONEY
SUCKLE

ROMAN

TAYARI JONES

GOODBYE, HONEYSUCKLE

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch von
Britt Somann-Jung

 A R C H E

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel *Kin*
im Verlag Alfred A. Knopf, einem Imprint der Knopf Doubleday Group,
einem Unternehmen von Penguin Random House, LLC.

Das Motto stammt aus dem Gedicht »Paul Robeson«
von Gwendolyn Brooks. Abgedruckt mit freundlicher
Genehmigung von Brooks Permissions.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text wurde
vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

ISBN 978-3-7160-0045-8

Deutsche Erstausgabe

1. Auflage 2026

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026, Arche Literatur Verlag,
ein Imprint der Atrium Verlag AG, Zürich

© 2026 by Tayari Jones

Alle Rechte vorbehalten. Der Verlag untersagt ohne ausdrückliche
schriftliche Zustimmung die Nutzung dieses Werkes im Sinne des § 44b UrhG
für das Text- und Data-Mining sowie zum Training von KI-Systemen.

Gesetzt aus der Utopia

Satz: Greiner & Reichel GmbH, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

GPSR (General Product Safety Regulation)-Kontakt:
W1-Verlage GmbH, Dorotheenstraße 64, 22301 Hamburg
gpsr@w1-verlage.de

www.arche-verlag.de
Instagram: @arche_verlag

Für
June McDonald Aldridge
Spelman College, Abschlussklasse 1953

VORBEMERKUNG DER ÜBERSETZERIN

Zeit und Ort prägen den Sprachgebrauch. Zwischen den 1940er- und frühen 1960er-Jahren in den amerikanischen Südstaaten angesiedelt, verwendet der vorliegende Roman eine Reihe von Begriffen, um das Schwarzsein der Figuren zu benennen; das Spektrum reicht von stolzer Selbstbezeichnung bis zu brutaler rassistischer Beschimpfung (dies insbesondere auf den Seiten 99, 100, 102 und 374). Nicht für jeden Begriff des amerikanischen Originals gibt es im Deutschen eine Entsprechung mit äquivalenten Konnotationen; gleichwohl war eine möglichst treffende und angemessene Übertragung das Ziel.

we are each other's
business:
we are each other's
magnitude and bond.

GWENDOLYN BROOKS

Kapitel I

VERNICE

Mein erstes Wort war »Mutter«, ich sagte es klar und mit Nachdruck. MUTTER. Es gab zahlreiche Zeuginnen, darunter Tante Irene, die den Herrn anrief und kurz überlegte, die Straße hinunterzulaufen, um den Pastor zu holen. Aber noch bevor sie sich den Rock glatt gestrichen hatte, kam sie zu dem Schluss, dass ein Mann sich hier nicht einmischen sollte. Es war August, Einwecksaison, und die Frauen hatten sich versammelt, um Zuckererbsen und Stangenbohnen einzumachen. Die Louisiana-Hitze wurde noch von dem brodelnden Wasser verstärkt, mit dem die Einweckgläser ausgekocht wurden. Tante Irene hatte sich in der Küche nie heimisch gefühlt, weshalb sie mir lieber die Haare flocht, während alle anderen die Ernte enthülsten oder klein schnitten. Die Ward Singers schmetterten gegen das Radiorauschen an, unterstützt von Tante Irenes lebhaftem Sopran. Ich saß zwischen ihren Knien, das Gesicht an ihrem Oberschenkel, reglos wie ein Stein und genauso still. Der Stielkamm kratzte über meine Kopfhaut und teilte mein Haar in gleich große Partien.

Nach dem Tod meiner Eltern hatte ich mich als eigenartiges Kind erwiesen. Niemand konnte sagen, ob ich so geboren oder so geworden war. Ich konnte schon früh laufen und entwischte meinem Bettchen sogar nachts im Schlaf. Einmal schaffte ich es bis auf die Veranda, wo ich dann gefunden wurde; summend lag

ich da, das Gesicht an das verfilzte Fell eines herrenlosen jungen Hundes geschmiegt.

Mit zweieinhalb sprach ich immer noch nicht. Die Leute machten sich Sorgen, dass ich etwas langsam im Kopf sein könnte. Meine Wiegenfreundin Annie redete schon wie ein Wasserfall. Ihr verdankte ich auch meinen Spitznamen, weil sie die vielen Buchstaben von Vernice nicht alle auf einmal im Mund unterbringen konnte. »Niecy!« rief sie, entschlossen, mir eine Reaktion zu entlocken. Als Schreien nicht funktionierte, probierte sie es mit Freundlichkeit und teilte ihren Butterkeks mit mir. Ich lächelte dankbar, und manchmal bedachte ich sie auch mit nassen Kinderküssen, aber ich redete immer noch nicht.

Annies Großmutter scherzte, Tante Irene könne froh sein über mein Schweigen. Annie hielt nie die Klappe, nicht mal, wenn sie schlief. Mit flatternden Augenlidern murmelte sie dann den Namen ihrer Mutter: Hattie Lee.

»Die Kleine wird reden, wenn sie etwas zu sagen hat.« Tante Irene erkannte die Wachheit in meinem Blick, aber sie fürchtete, dass der Anblick meiner erschossenen Mama mir die Wörter aus dem Mund gefegt hatte. Andere argwöhnten, ich sei besessen. Geister können starrköpfig und nachtragend sein – und absichtlich die Reise ins Jenseits verpassen. Wenn das passiert, nisten sie sich manchmal in einem wehrlosen Körper ein. Tante Irene tat dieses Gerede als Hoodoo ab – ihr Sammelbegriff für alles, was, abgesehen von unserem Herrn und Erlöser, nicht von dieser Welt war. Doch selbst wenn am Hoodoo-Gerede gelegentlich etwas dran sein konnte, kannte sie ihre tote Schwester, meine Mutter Arletha. Wenn Tante Irene in mein Gesicht sah, war es nicht Arletha, die zurückstarrte.

Aus diesem Grund, aber nicht nur aus diesem, duldete meine Tante keinen Tratsch. Sie wusste, wie es war, Gegenstand von Tuscheleien zu sein, und ertrug es nicht, wenn lose Zungen ein Waisenkind schlechtmachten. Dennoch sorgte sie sich um ein

Schwarzes Mädchen, das nicht das hellste zu sein schien, um ein Mädchen, das nicht sagen konnte, was es erlebt hatte. Ich machte Menschen nervös, und vermutlich protestierte deshalb niemand, als Tante Irene sich aus der Küche stahl und aufs Sofa setzte, um mir die Haare zu machen. Ich war von Blut berührt worden, und es war nicht das Blut des Lammes.

Da saß ich also, dieses heimgesuchte Kind, das nicht mal wimmerte, als Tante Irene mit dem Kamm durch das Dickicht in seinem Nacken fuhr.

»Mutter«, sagte ich, zunächst leise. Als ich schließlich brüllte, zog sich jedes Herz im Haus zusammen, verletzlich wie eine verbrühte Tomate in einer kleinen gierigen Faust.

Nur drei Frauen standen in der engen Küche, aber fast die gesamte Gemeinde erzählte die Geschichte lustvoll weiter, so detailliert und lebendig, wie es nur Augenzeugen tun können. Manche sagten, ihnen habe es die Kehle zugeschnürt, als sie mich nach Arletha rufen hörten, die etwas mehr als zwei Jahre tot war. Sie hätten keine Luft mehr bekommen, so wie man im Schlaf zu ersticken droht, wenn Hexen die Träume reiten. Annies Granny meinte, sie habe in meiner Stimme ein Staunen gehört, als hätte ich in die Augen eines Engels geblickt. Tante Irene sagte, sie habe es als Auftrag ihrer Schwester verstanden, dass ich nun die Ihre sei, ein Leben lang. Nur Mrs Ola Mae, die Hebamme, kümmerte sich um mich. Hob mich mit ihren kräftigen Armen hoch und gurrte: »Ich weiß, Kleines.« Annie, die in der Küche vor sich hin geplappert hatte, tapste mit gereckten Armen zu Mrs Ola Mae und wollte auch gehalten werden. Wir wurden beide auf ihren Schoß gesetzt. Wieder und wieder sagte ich mein neues Wort, während Annie ausnahmsweise still war und an meinem Daumen lutschte, als wäre es ihr eigener.

*

Die Frauen in meiner Familie sind nie besonders gebärfreudig gewesen. Meine Großmutter hatte nach gut dreißig Jahren Ehe nur zwei Töchter vorzuweisen. Sie schenkte Granddaddy nie einen Sohn, obwohl es Gerüchten zufolge unten in Bogalusa einen Jungen gab, der den zweiten Vornamen und die schmalen Füße mit ihm gemein hatte. Vier Jahre im Ehebett, und meine Mutter hatte nur mich ausgebrütet, und nicht einmal das war eine einfache Geburt. (Mrs Ola Mae riet meiner Mutter, mich Miracle zu nennen, aber stattdessen nannte sie mich Vernice und mit zweitem Vornamen Irene – wie alle Frauen in unserer Familie hießen.)

Tante Irene war das, was die alten Leute »unfruchtbar« nannten, sie selbst aber als »Glücksfall« bezeichnete. Das begriff sie schon als Teenager, in dem Sommer, als eine Erweckungsbewegung durch den Ort zog. Tante Irene vernahm den Altarruf, und es kam, wie es kommen musste. Als das Zelt abgebaut wurde und die Geheiligten nach Jacksonville weiterzogen, hatte Tante Irene sich schon ihrem Chor angeschlossen. Sie schloss sich auch dem Hilfsgeistlichen an, und zwar wo auch immer sich Schwarzen Reisenden, die zufällig dem Herrn dienten, eine Unterkunft bot. »Gnade mir Gott, er war ein hübscher Mann«, sagte sie. »Hör zu. Wenn du je die Chance bekommst, schnapp dir einen Prediger – aber nur für eine Weile. Mach keinen Blödsinn und werd nicht die Gattin von irgendwem.« Sie lachte über die Erinnerung, grinste in ihren eisgekühlten Drink. »Ich war schon wild als Mädchen.«

Acht Monate später war sie schlank wie ein Gänseblümchen nach Hause zurückgekehrt. Granddaddy peitschte sie aus wie eine entflohene Sklavin, damit die Nachbarn sie auch ganz bestimmt weinen hörten und wussten, was in diesem Haus erlaubt war und was nicht. Meine Mutter, die da erst neun war, erzählte ihrer Schwester weiter, was die Frauen im Wohnzimmer flüsterten. Erwachsene Frauen, die keinen Finger zu rühren gewagt hatten, als ein dünnes Mädchen wie ein Mann verprügelt wurde.

»Sie sagen, du kannst wohl nicht schwanger werden, bei all dem Du-weißst-schon, das du getrieben hast.«

Tante Irene lag auf dem schmalen Bett, das später meins werden würde. »Die sind nur neidisch«, sagte sie. »Diese Kühe haben neun, zehn Kinder, die an ihren Zitzen ziehen.«

»Mama nicht. Die hat nur uns.«

»Und?«, sagte Tante Irene. »Das Schlimmste ist, wenn man seinen eigenen Töchtern böse ist.«

Meine Mutter erwiderte: »Ich werde einen ganzen Haufen Babys bekommen.«

Tante Irene sagte: »Wirst du nicht. Aber viel Spaß beim Probieren.«

Sobald sie so weit wiederhergestellt war, dass sie vier Tage am Stück im Bus sitzen konnte, verließ Tante Irene Honeysuckle. Sie hatte etwas Geld vom Reverend und außerdem die Münzen, die ihre Mutter in einem Bonbonglas aus Kristall gesammelt hatte. Sie hinterließ eine Nachricht. Damals redeten die Menschen nicht um den heißen Brei herum, wenn sie etwas schrieben. Sie verzichtete auf die Anrede »Liebe«, denn was sie zu sagen hatte, richtete sich an alle auf Gottes schöner Erde. *Wo man Dich schlägt, kannst Du nicht bleiben. Ganz egal, wer es tut.*

Sie landete in Dayton, Ohio, gerade jenseits der Mason-Dixon-Linie, wo sie elf Jahre lang lebte. Keine Babys, keine Hiebe.

»Lass dir von niemandem Erde in die Handtasche streuen.« Sie schüttelte den Kopf über die eigene Torheit. »Da hatte ich mich mitten in der Nacht davongeschlichen, und meine Mama war mir schon zwei Schritte voraus. Als ich meine Tasche aufmachte, etwas Körniges fühlte und den Ackerboden in den Ecken sah, konnte ich nicht anders, als zu lachen. Aber das lag nur daran, dass ich nicht schlau genug war, an Zauberei zu glauben.«

Als Tante Irene mich mit ihren Geschichten unterhielt, war ich schon zu einem normal wirkenden kleinen Mädchen herangewachsen, das vor Fragen nur so sprudelte. »Warum hast du keine Ohio-Erde in deinen Koffer getan, damit sie dich wieder dorthin zurückzieht?«

Sie nickte leicht, um mich wissen zu lassen, dass ich eine gute Frage gestellt hatte. »Also, erstens betreibe ich dieses Hoodoo-Zeug nicht. Ich glaube nicht daran, und ich glaube nicht *nicht* daran. Und zweitens kann nur Heimaterde dich zurückziehen.«

Oben in Ohio, als die violetten Kornblumen und die Wiesenmargen ihr Ding machten, bekam Tante Irene einen Brief, in dem es hieß, dass ihre Mama auf dem Sterbebett liege und Abbitte leisten wolle, weil sie zugelassen hatte, dass ihr Daddy sie so auspeitschte. Sie verstehe, warum Irene nicht zu seiner Beerdigung gekommen sei. Trauerfeiern seien sowieso nur was für die Toten. Ob Irene nicht nach Hause kommen wolle, solange ihre Mama noch lebe? Ihre Mutter, der es zutiefst leidtue, sterbe genauso an Reue wie an Diabetes. *Schlaf drei Nächte mit diesem Blatt Papier unter Deinem Kissen, bevor du Ja oder Nein sagst.*

Zwei Nächte genügten. Ohne den Schutz eines Talismans oder Amuletts kehrte Tante Irene nach Honeysuckle zurück. Egal, wer deine Mama ist oder wie lange sie schon tot ist, du kannst nicht anders, als sie zu vermissen. Wenn du auf die Welt kommst, markiert sie dich mit ihrer Milch, selbst wenn du nie von ihrer Brust gekostet hast. Das ist kein Hoodoo, das ist nur die Art und Weise, wie Leib und Seele zusammenkommen und dich zu einem Menschen machen.

Obwohl Tante Irenes Mann schon eine Ehefrau hatte, hielt er sie in einem Haus mit gelben Fensterläden bei Laune. Als sie ihm sagte, sie müsse für einen letzten Augenblick mit ihrer Mutter nach Hause fahren, bezahlte er ihr die Hin- und Rückfahrt

mit dem Bus und küsste sie, als würde er sie niemals wiedersehen.

Ob es nun am Brief oder am Ackerboden lag, ich war diejenige, die sie dort festhielt. Sechs Wochen bevor Tante Irene ihre Mama beerdigte, trug sie ihre Schwester zu Grabe – meine Mutter. Ich war ein Baby, erst sechs Monate alt, so neu, dass ich länger im Mutterleib gelebt als Luft geatmet hatte. Abends bekam ich die Flasche, aber morgens öffnete Arletha ihren rosa karierten Morgenrock und stillte mich. Mit meinem dichten dunklen Haar und der flachen Nase sah ich aus wie sie. »Schaut, mein süßes Baby«, sagte sie zu allen, die sie zu Gesicht bekam. Ich kann mich daran erinnern. Das ist nicht etwa die Fantasie eines Waisenkindes, ich mache mir auch nicht Tante Irenes Erinnerungen zu eigen. Wer jemals Mutterliebe erleben durfte, wird den Duft nie vergessen.

Am Tag, der sich als Der Tag herausstellen sollte, spazierte Tante Irene durch den Ort und vergnügte sich, wie Menschen es tun, die nicht bleiben werden. Sie war ein bisschen zu aufgedonnert, in einem Seersucker-Sommerkleid, Nylonslip und passendem BH. Ja, ihre Mutter lag im Sterben, aber sie schied sanft dahin, in gelöster Stimmung, weil ihre Älteste sie nicht hasste. Und aus demselben Grund war auch Tante Irene gelöster Stimmung; sie ließ von ihrem Zorn ab, der sie niedergedrückt hatte wie Sandsäcke, die einen Heißluftballon am Boden halten. Sie hatte verstanden, dass sie trotz allem ein gutes Leben führte. Nein, sie war keine Ehefrau, aber sie war auch keine Hure, und es gab auch keine unehelichen Kinder, die dringend einen Nachnamen brauchten. Eine Beziehung, die sie wie eine Dame kleidete, selbst wenn sie eigentlich keine war, lohnte allein schon wegen der Würde.

Mich hatte sie im Schlepptau, in einem kleinen Strampler aus dem gleichen paspelierten rosa Stoff wie ihr Kleid mit den am

Rücken gekreuzten Trägern. Auf der Hüfte nahm sie mich mit zu Mrs Ola Mae. Die Hebamme überschüttete die Babys, die sie auf die Welt geholt hatte, mit Liebe. »Schau nur, dieses kleine Wunder!« Ich kaute auf einem Lutschbeutel herum, während Tante Irene von Dayton und ihrem Mann erzählte. Er hieß Josiah, aber alle nannten ihn Van.

Es war ein schöner Tag. In Übersee tobte ein Krieg, aber die dunklen Wolken waren von Honeysuckle aus nicht zu sehen, wo der Nachmittag so friedlich dalag wie eine Wiese mit Butterblumen. Kein böser Zauber regte sich. Nichts Ungewöhnliches deutete auf Unglück hin. Der blinde Junge, der vor dem Postamt Bleistifte verkaufte, gab keine unheilvollen Verkündigungen von sich. Aber heute glaubt Tante Irene, die Tatsache, dass alles so schien wie immer, hätte uns verraten müssen, dass etwas im Argen lag. Es war 1941 in Louisiana. Wir waren Schwarz. Irgendwas lag immer im Argen.

Am Abend wollte Tante Irene ihr rotes Kleid anziehen und in The Den vorbeischaun, wo sie sich von den Männern zu einem Glas einladen lassen würde. Erhobenen Hauptes. Während sie mit der Hebamme eine Zigarette rauchte, sagte sie: »Das Beste am Tante-Sein ist, dass man das Baby wieder zurückbringen kann, wenn es an der Zeit ist, das Tanzbein zu schwingen.« Alle lachten und stimmten ihr zu. Mit einem Lächeln auf den Lippen stieg Tante Irene die Stufen zum Haus meiner Mutter hinauf. Sie wollte gerade klopfen, als sie den verbrannten Kupfergeruch von Schießpulver wahrnahm.

Auf der anderen Seite der Tür lag meine Mutter, tot wie Jesus, und daneben auf dem Teppich mein stöhnender Vater. Welcher Idiot schaffte es nicht mal, sich das eigene bescheuerte Leben zu nehmen? Tante Irene holte mit dem Bein aus und stieß ihm den Schuh ins Gesicht, während er ächzte und weinte.

Dann traf Tante Irene Vorbereitungen, meine Mutter in dem Grab zu beerdigen, das sie für ihre Mutter gekauft hatte. Sie schrieb an ihren Mann, bat ihn, für sie zu beten, und erklärte, dass sie erst in einem oder zwei Monaten nach Dayton zurückkomme. Es gebe bestimmt eine Familie im Ort, die einen mutterlosen Säugling aufnehmen würde. Sauber und gut gekleidet, war ich ziemlich niedlich. Selbst meine Tante, die für Kinder nichts übrig hatte, konnte sich nicht verkneifen, meine Pausbacken zu küssen.

Tante Irenes erste Wahl für mich wäre Mrs Ola Mae gewesen, die alleinstehend war und mit Miss Jemison, der Lehrerin, zusammenwohnte. Die Leute flüsterten über die beiden, aber Tante Irene gab nichts darauf. Sie mochte Mrs Ola Mae, und ihre Freundin auch. Sie wären ausgezeichnete Mütter gewesen. Aber wie das Leben so spielt – die Frauen, die tüchtige Mütter abgäben, wollen oft keine Kinder. Und zu viele derer mit Kindern hätten lieber darauf verzichten sollen. Zum Glück befinden sich die meisten irgendwo dazwischen. Nicht verrückt nach Babys, aber guten Willens. Und auch wenn sie nicht die Art von Matriarchinnen sind, die ein ganzes Heldengeschlecht hervorbringen, sind sie der Aufgabe gewachsen.

Womit Tante Irene nicht gerechnet hatte, war, dass die Frauen von Honeysuckle sie gezähmt sehen wollten. Keine von denen, die vorbeikamen, um ihr Beileid zu bekunden, fragte Tante Irene, wann sie nach Dayton zurückkehren werde. Obwohl sie mir verzückt ins Gesicht gurrten, erklärte keine auch nur im Scherz, dieses bezaubernde kleine Mädchen in ihre Familie aufnehmen zu wollen.

Am Tag vor der Beerdigung meiner Mutter lief Tante Irene eine Meile nach Osten, um Annies Granny zu besuchen. »Ich habe keinen Ehemann. Ich habe hier keine Arbeit. In meinem Leben in Ohio ist kein Platz für Kinder.«

Annies Granny tat so, als glaubte sie, meine Tante würde um Rat und nicht um Abhilfe bitten. Sie sagte: »Irene, keiner weiß,

wie man Kinder aufzieht. Jedes ist anders, du musst dir einfach Mühe geben und dafür sorgen, dass Jesus sie ins Himmelreich aufnimmt, wenn es so weit ist. Arbeit kannst du dir ja suchen. Du hast doch zwei Hände, oder? Ich habe jedes Kind aufgezogen, das Jesus mir geben wollte. Und das werde ich auch weiterhin tun. Aber nur die, die *der Herr* gibt.«

In dem Moment wachte Annie in einem der hinteren Zimmer auf und ließ ein kleines Klagen hören. Ihre Granny verschwand und kam mit Annie auf der Hüfte wieder. Mit einer Hand bereitete Annies Granny ein Glas Eistee und eine Scheibe heißen, gebutterten Toast zu, den sie meiner Tante auf einem angeschlagenen Teller anbot. »Unsere Mädchen können Freundinnen sein«, sagte sie.

*

Eine ganze Jahreszeit schleppte Irene sich wie ein Geist durch ihr Elternhaus – das Baby vor die Brust gebunden und mit Augenringen wie ein Waschbär. Der bevorstehende Verlust ihrer Mutter belastete sie noch zusätzlich, während sie damit rang, selbst eine zu sein. Ihr Leben bestand nur noch aus Windelwechseln und Breifüttern. Am Tag von Pearl Harbor tat meine Großmutter endlich ihren letzten Atemzug, mit einem Lächeln auf den rissigen Lippen und im festen Glauben, dass alles aus einem Grund geschieht.

Den Tatsachen ins Auge blickend, schrieb meine Tante ihrem Mann in Ohio, der sich nach den Stunden mit ihr im Haus mit den gelben Fensterläden verzehrte. Sie bat ihn darum, ihr ihre Kleidung zu schicken und alles andere zum Verkauf anzubieten. Eine Ledertruhe mit Messingbeschlägen traf drei Monate später am Busbahnhof in Baton Rouge ein, und eine Geldanweisung kam mit der Post. Der Ohio-Mann mochte verheiratet sein, aber

er hielt Wort. Und zumindest einen Sonntag im Jahr war es kalt genug, dass Tante Irene ihren Biberfellmantel tragen und so tun konnte, als wäre sie im Norden. Viele Jahre lang schimmerte er so seidig wie das Tier, dem Gott den Pelz ursprünglich geschenkt hatte.

*

Mir mangelte es an nichts. Ich war immer sauber und gut eingecremt. Tante Irene ließ mich wissen, dass Jesus mich liebte, wie meine Mutter mich geliebt hatte. Eins der vielen Geschenke, die sie mir machte, bestand darin, dass sie mir erklärte, der Herr sei viel nachgiebiger, als die meisten Menschen ahnten. Den Mann aus Ohio verehrte sie unverändert. »Gott wird dir nie zum Vorwurf machen, dass du jemanden liebst.« Als ich aus meinen ersten Schühchen herauswuchs, ließ Tante Irene sie mit Bronze überziehen, was nicht billig war. Ungefähr zur Zeit meiner ersten Sünden wurde ich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes getauft. Jeden Abend legte ich meinen Kopf auf einen sauberen Kissenbezug und freute mich auf ein reichhaltiges Frühstück am Morgen. Ich bin ihr für ihre Opfer unendlich dankbar.

Doch auch wenn ich versorgt war, bemuttert wurde ich nie. Viele Menschen litten deutlich mehr, sogar Menschen, die von ihren leiblichen Mamas aufgezogen wurden. Aber das Loch in meiner Seele machte mich zu dem Mädchen, das ich war, und der Frau, die ich bin. Eines Tages wird ein Mensch in mir heranwachsen, und ich werde diese kleine Person so sehr lieben, dass es sie an mich bindet wie fette Erde in der Ecke einer Segeltuchtasche.

Das soll nicht Mitleid heischend klingen. Ich war nicht das einzige Flaschenkind in Honeysuckle. Von Verwandten aufgezogen zu werden, war nicht der Rede wert, wie die Leute sagten.

Meine beste Freundin, Annie, die von ihrer Granny aufgezogen wurde, hatte ihre eigene Sicht auf die Dinge. »Wir sind keine Waisen«, sagte sie, als wir fünf, sechs Jahre alt waren.

»Ich schon«, sagte ich. »Meine Mama ist verstorben, und mein Daddy ist tot.« (Diese Ausdrucksweise hatte ich von Tante Irene. »Hunde sind irgendwann *tot*«, sagte sie, »aber meine Schwester ist *verstorben*.«)

»Aber wir waren nie im Waisenhaus«, sagte Annie.

»Ich glaube, Waisenhäuser gibt es gar nicht.«

»Vielleicht nur für Weiße«, überlegte Annie. »Damit Schwarze Kinder, die Waisen sind, draußen leben müssen. Aber wir beide sind ja nicht draußen.«

Annies Mama machte Gott weiß was in Gott weiß wo. Niemand hatte eine Spur von ihr gesehen; sie war verschwunden, noch bevor Annie sich selbstständig aufsetzen konnte. Eines Sonntags kam Annie auf die Idee, den Pastor zu fragen, wo ihre Mama sei.

Es muss vor 1948 gewesen sein, bevor sich die Calvary-Kirche von der First Iconium abspaltete. Damals gingen wir noch alle in dieselbe Kirche und lauschten demselben Geistlichen. Ich mochte Pastor Robinsons Goldzahnlächeln und die Art, wie er gleichzeitig sang und predigte. Bis heute habe ich eine Schwäche für melodische Gottesmänner. Annie hatte die nie.

Wir gingen zusammen zu seinem kleinen Büro im Souterrain, klopfen an, und er antwortete: »Nur immer herein.«

Der Raum war eng, aufgrund eines Eichenschreibtisches, den einer der Diakone gleich nach dem Bürgerkrieg selbst gebaut hatte. Zur Zeit der Sklaverei war er Holzarbeiter gewesen, und das Erste, was er nach der Befreiung machte, war, Gott dem Herrn ein Möbelstück zu bauen. Der Tisch war wundervoll, mit Beinen und Füßen, die einem Löwen nachempfunden waren. Der Pastor schien überrascht, uns zu sehen, zwei kleine Mädchen in Kleidchen mit blauem Band.

»Pastor, können wir Sie etwas fragen?«

»Aber natürlich«, sagte er mit seinem funkelnden Lächeln.

Ich schob Annie vor.

»Granny sagt, Gott weiß, wo meine Mutter ist«, sagte Annie.

»Nun«, sagte Pastor Robinson, »Gott weiß alles. Sieht alles.«

Ich schaltete mich ein. »Und sie macht Gott weiß was. Also könnten Sie ihn fragen, wo sie ist und was sie macht?«

Da lächelte Pastor Robinson dieses Lächeln, das Menschen an den Tag legen, wenn Kinder niedlich sind. Dann setzte er eine sachliche Miene auf und tat so, als würde er uns ernst nehmen. Als er die Lippen zusammenpresste, wusste ich, dass wir nicht die Wahrheit hören würden. Er bedeutete uns, Platz zu nehmen, als wären wir zwei winzige Diakonissen mit einem Anliegen.

»Annie«, sagte er, »Hattie ist in Gottes Händen.«

»Nein, ist sie nicht«, sagte ich, weil ich wusste, dass meine Mutter in Gottes Händen sein sollte, und das war ein Ort, von dem man nicht zurückkam. »Annies Mutter lebt.«

Annie erhob auch die Stimme. »Meine Mama ist Gott weiß wo und tanzt zu viel. Das sagt meine Granny. Sie tanzt die ganze Nacht. Und sie trinkt zu viel Wein. Aber sie ist nicht mit Niecys Mama verstorben.«

»Und auch nicht tot«, fügte ich hinzu.

Der Pastor spielte mit seinem Füller. »Wir sind alle in Gottes Händen. Manche von uns auf dieser Seite, andere auf der anderen Seite.«

Annie stand auf und ruckte am Riemen ihrer kleinen Handtasche, genau wie ihre Granny, wenn sie verärgert war. Ich sprang auch auf, wenngleich ohne Handtasche.

»Wir gehen«, sagte sie und stolzierte hinaus.

Ich folgte ihr, aber bevor wir gingen, wünschte ich dem Pastor einen guten Tag, denn Tante Irene gefiel es nicht, wenn ich mich benahm, als wäre ich in einem Stall zur Welt gekommen.

Die Zeit verging, wie es so ihre Art war. Fünf oder sechs Jahre nachdem wir den singenden Prediger so amüsiert hatten, nahm mich Tante Irene an einem 28. März mit, um ein Bund weiße Narzissen auf das Grab meiner Mutter zu legen und ihren Geburtstag im Himmel zu feiern. Ihr Name, Arletha Irene, war in den Granit eingemeißelt. Als sie starb, war sie eine Davis gewesen, aber Tante Irene weigerte sich, sie unter einem Stein zu begraben, der den Namen eines Mörders trug. Doch sie eine Merriweather zu nennen, wäre gelogen gewesen. Sie hatte den Namen ihres Daddys bereitwillig abgelegt, als sie »Ich will« sagte. In den fünf Jahren ihrer Ehe hatte sie reichlich Gelegenheit gehabt, wieder nach Hause zu ziehen, aber sie machte es nicht, selbst dann nicht, als ihr Daddy in seinem eigenen Grab ruhte und niemandem mehr wehtun konnte, und auch nicht, als ihr Ehemann dafür sorgte, dass sie blutige Zähne spuckte. Im Tod war sie eine Davis, und ich war eine im Leben – obwohl niemand dieses Namens mich auch nur ansehen, geschweige denn eine Verwandtschaft beanspruchen durfte.

Ich kniete und sprach das Vaterunser, während meine Tante ihrer Schwester ein paar vertrauliche Worte zumurmelte, ein tiefes Summen wie von Bienen, die Honig sammeln. Ich hob den Kopf und betrachtete ein paar Osterglocken mit ihren orangefarbenen Trompeten und gelben Blütenblättern; ich fragte mich, wie sie so schön sein, aber nur nach Wasser riechen konnten. Ich wollte unbedingt etwas spüren, und so biss ich mir in die fleischige Haut meiner Wange, bis es wehtat und ich Eisen schmeckte.

Tante Irene beendete, was auch immer sie ihrer Schwester hatte mitteilen wollen, stand auf und reichte mir die Hand.

»Lass dich bloß nicht von einem Mann umbringen«, sagte sie. »Wenn du dich von einem Mann umbringen lässt, kriegst du von mir nicht *eine* Blume.«

Später am Abend sollte Annie zu uns zum Essen kommen, weil ihre Granny über Nacht arbeiten musste. Auf einem Hocker stehend, um beim Kochen zu helfen, fragte ich Tante Irene, wann Annies Mama endlich nach Hause kommen würde.

»Sei nicht neidisch auf Annie«, sagte sie, während sie einen dampfenden Berg Spaghetti absehte. Ihre Schürze war verblühen und fleckig.

»Ich bin nicht neidisch«, sagte ich, staunte aber über ihre Fähigkeit, direkt in mein kleines Herz zu sehen.

»Doch, das bist du«, sagte Tante Irene. »Und das ist das Einzige, was der Herr nicht hinnehmen kann – Eifersucht. Du musst dir das von der Seele beten. Geld ist nicht die Wurzel allen Übels – sondern Neid.«

Ich ließ die Schultern hängen und zog den Kopf ein, in der Hoffnung, dass sie meine Scham sah und mich streichelte. »Entschuldigung.«

»Du musst dich nicht bei mir entschuldigen. Entschuldige dich beim Herrn.«

Als Kind war ich empfindlich wie ein blauer Fleck. Ich wusste, dass meine Tante keine Heulsusen mochte, weshalb ich mir beibrachte, ohne Tränen zu weinen, aber meine zitternde Unterlippe bekam ich nicht in den Griff.

Tante Irene verteilte Spaghetti und Soße in einer Form und schob sie in den Ofen, während ich in stummer Reue zerfloss.

Schließlich wandte sie sich um und ging vor mir in die Hocke.

»Hör mal, Vernice. Du glaubst, Annie hat Glück, weil ihre Mama eines Tages durch die Haustür spazieren könnte. Annie hegt diese Hoffnung. Aber sie geht auch jeden Abend enttäuscht zu Bett. Jetzt ist sie noch ein kleines Mädchen und kommt damit klar. Aber glaub mir: Mit der Zeit wird die tägliche Enttäuschung sie mürbe machen wie altes Leder. Du bist die Glückliche. Du weißt, dass du das Gesicht deiner Mama erst wiedersehen wirst, wenn Gabriel in die Posaune bläst.«

Mittlerweile ist mir klar, dass ihre Worte mich trösten sollten, aber sie trafen mich wie ein Peitschenhieb. Mich überfiel eine so tiefe Traurigkeit, dass ich keuchte und würgte.

»Oh, Mist«, sagte Tante Irene und tätschelte mir den Arm. »Ich kann einfach nicht mit Kindern.«

Als der Spaghetti-Auflauf fertig war, hatte Tante Irene mir schon unsanft die Wangen mit einem warmen Lappen abgerubbelt.

»Und jetzt reiß dich zusammen, bevor Annie kommt. Du willst schließlich nicht, dass sie dich fragt, was los ist.«

Ich gab mir größte Mühe, das Gesicht zu wahren. Tante Irene stellte uns Teller mit Pastabergen unter geschmolzenem Käse hin; wir spülten das Essen mit Limonade herunter, obwohl es ein Wochentag war. Ich wusste, dass das süße Getränk Tante Irenes Art war, sich für die offenen Worte zu entschuldigen.

Annie aß zwar, aber ihre Augen wanderten prüfend über mein Gesicht und das von Tante Irene. Annie sah schon ihr ganzes Leben aus wie fünfunddreißig. Dabei war sie keins dieser Mädchen, die sich zu früh entwickelten, zu schnell zu einer Jugendlichen heranreiften. Wir hatten beide keinerlei Kurven, aber Annies alte Seele zeigte sich auf ihrem Gesicht. Ihre Mundpartie erweckte den Eindruck, dass sie schon einiges gesehen hatte.

Nachdem sie ihr Glas geleert hatte und sich über ein Stück Angel Cake hermachte, sah sie nicht mich an, sondern meine Tante.

»Was ist los?«, fragte Annie.

»Man spricht nicht mit vollem Mund«, sagte ich in der Hoffnung auf einen Stimmungswechsel.

Tante Irene tupfte sich mit der Papierserviette die Mundwinkel ab und wandte sich direkt an Annie.

»Süße, lass uns etwas verabreden. Wenn deine Mama nicht zurückkommt, bis du volljährig bist, lässt du sie los. Verschwen-
de dein Leben nicht darauf, auf diese Kuh zu warten.«

Annies Gabel fiel mit einem metallischen Klirren auf den Teller.

»Meine Mama ist keine Kuh.«

Tante Irene sagte: »Ich kenne Hattie. Du nicht.«

Alte Seele hin oder her, Annie verzog das Gesicht und weinte wie die Zehnjährige, die sie war.

»Ach, du lieber Gott«, sagte Tante Irene. »Ich weiß einfach nicht, wie man mit Kindern redet.«

Annie blieb über Nacht, weil sie nicht allein zu Hause sein sollte. Wir lagen in steifen weißen Nachthemden, frisch von der Leine geholt, im Bett. Tante Irene hatte unsere Gebete beaufsichtigt und uns allein gelassen, sobald sie überzeugt war, dass unsere Seelen zumindest bis zum nächsten Morgen in Sicherheit waren. Wir waren so jung, dass wir ohne Kopfbedeckung zu Bett gingen.

»Niecy«, sagte Annie. »Schläfst du schon?«

»Nein. Ich lieg hier nur.«

»Was heißt volljährig?«

»Ab da bist du eine Lady. Wenn du Busen kriegst und so.«

»Das ist alles?«

»Und wenn du deine Tage bekommst, denn dann kannst du ein Kind machen.«

»O nein«, sagte Annie.

»Was?«, fragte ich, stützte mich auf den Ellbogen und versuchte, ihr Gesicht zu erkennen. »Willst du kein Kind bekommen? Muss ja nicht heute sein.«

Annie nahm meine Hand und drückte sie sich an die Brust. Ich strich mit dem Daumen über ihre Brustwarzen, die etwas geschwollen waren.

»Granny sagt, meine Tittchen kommen bald.«

Ich hob mein Nachthemd an. »Ich hab nur Pfannkuchen.«

»Wenn die bei mir schon auf dem Weg sind, dann dauert das mit meiner Volljährigkeit bestimmt nicht mehr lange. Meiner Mama läuft die Zeit weg.«

Annie war der einzige Mensch, den ich kannte, der heftig, aber lautlos weinen konnte. Ihr verzerrtes Gesicht und die bebenden Schultern weckten meinen Mutterinstinkt. Mit meinen dünnen Armen zog ich sie an meine flache Brust und strich über das Haar an ihren Schläfen.

»Wo immer sie ist, sie hat dich lieb«, sagte ich.

»Was ist, wenn ich sie eines Tages treffe, aber gar nicht erkenne?«

»Sie wird dich erkennen«, sagte ich. »Vielleicht siehst du genauso aus wie sie. Wenn sie dich sieht, wird sie denken, sie hätte ihr eigenes Kinderbild vor Augen.«

Annie löste sich von mir. Mein Nachthemd, feucht von ihrem Unglück, war kalt auf der Haut.

»Vermisst du deine Mama?«

Ich ließ mir Zeit mit der Antwort. Ich wusste, was sie meinte. Tante Irene vermisste zweifellos ihren Ohio-Mann. Manchmal starrte sie sein Foto an, das mit umgebundener Fliege, und lauschte ihrem eigenen Atem. Ich hatte ein paar Bilder von Arletha, aber ich betrachtete sie mit neugierigem, nicht erinnerndem Blick. Und es gab Momente, in denen ich genauso niedergeschlagen war wie meine Tante, aber ich hätte nicht sagen können, ob ich litt, weil sie mir fehlte.

»Ich weiß es nicht.«

»Ich vermisse meine«, sagte sie. »Ich verstehe einfach nicht, wie sie weggehen und mich verlassen konnte.«

»Ich wünschte, ich könnte meine vermissen.«

»Niecy, du weißt ja nicht, was für ein Glück du hast.«

»Gott mag es nicht, wenn Leute neidisch sind«, sagte ich.

»Es gibt keinen Gott«, sagte Annie.

Ich fiel fassungslos auf mein Kissen zurück. Zu behaupten, dass es keinen Gott gab, war, wie zu behaupten, dass die Luft oder der Himmel nicht existierten.

»Annie, du bist verrückt«, sagte ich. »Ganz bestimmt gibt es

einen Gott. Was glaubst du denn, wie du und ich in der gleichen Wiege gelandet sind?«

Die Frage ließ ein Lied der Dankbarkeit in mir erklingen. Nächste Woche würde ich keine Süßigkeiten kaufen, sondern fünf Cent extra auf den Kollektenteller legen. Ich hatte Annie, und solange ich Annie hatte, konnte ich nicht mal erahnen, wie es sich anfühlte, jemanden zu vermissen.